



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 134.

Montag, 11. Juni.

1928.

(6. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Boern.

(Nachdruck verboten.)

Jahre vergingen — Jahre, in denen die beiden nun erwachsenen Spielfreunde von ehedem nichts voneinander hörten. — Das Mädchen war zur jungen Dame geworden in langen Kleidern, der Junge stand als Offizier bei einem Regiment.

Doch eines Tages erhielt er die Nachricht, daß er in die Heimat kommen müsse, sein Vater sei schwer erkrankt und das Gut brauche Auge und Hand eines Herrn. —

Der junge Mann kam zu spät, sein Vater war heimgangen, ohne ihn noch einmal zu sehen, ohne ein letztes liebes Wort. — Nun lag die ganze Last der Bevölkerung auf seinen Schultern. —

Und wieder versloß ein Jahr voller Arbeit und Mühe.

Da war es an einem Sommerabend, die Luft war so weich und lind, so voll von Blütenduft und Vogelzug, als sich die beiden Menschenkinder wieder trafen — das junge Mädchen und der junge Mann. Aber der Fluch des Zauberers lag auf ihnen, fremd und feindselig standen sie sich gegenüber und sahen es nicht, daß aus dem Waldesdunkel drei lichte Gestalten traten, in weißen, fliegenden Gewändern.

„Lahrt mich meine Macht versuchen,“ sprach die eine, „ob ich den Bann lösen kann, — ich bin die Erinnerung!“

Aber all ihr Mühen blieb vergeblich, und traurig wandte sie sich an ihre Gefährtin: „Versuche du dein Heil, Schwester.“

Doch Frau Sehnsucht schüttelte betrübt das Haupt: „Sie hören mich nicht, denn zwischen ihnen steht der Haß und macht ihre Blicke trüb, ihre Herzen hart.“

Die dritte Fee stand abseits und lächelte, ein stilles, versöhnliches Lächeln. Dann traten ihre Begleiterinnen an sie heran:

„Nun wage du das Letzte!“

Da hob die Lichtgestalt die Hand:

„Stille, meine Zeit ist noch nicht gekommen!“

Und wie ein Hauch zerlossen die wesenlosen Körper, zogen als wehende, wallende Nebelschleier über die einsame Waldwiese und verschwanden.

„Wissen Sie, Gräfin, wie die dritte Fee heißt?“

Ein Rütteln von Stühlen, Stimmengewirr und Geschrei, die Amtsträtiin hatte die Tafel aufgehoben.

Hertha hatte die Augen geschlossen, schwer hing sie an Lühes Arm, er fühlte wie ein Beben ihre Glieder durchflog, da beugte er sich nieder, dicht, ganz dicht zu ihr herab und fragte noch einmal:

„Wissen Sie den Namen der Fee?“

Wie in einer plötzlichen Schwäche lehnte sie sich an ihn, schlüttelte das Köpfchen und hörte wie im Traum seine Stimme:

„Es war eine Macht, stärker als der Haß, es war — die Liebe!“

Heller Kerzenglanz aus dem vielarmigen Kronleuchter umstrahlte sie, mit einem Ruck riss sich Hertha los und flüchtete in eine Fensternische, dort blieb sie zitternd stehen, ihre Pulse flogen und in ihren Schläfen

hämmerte das Blut schmerhaft immer nur das eine Wort — „die Liebe!“

Graf Steinrück trat auf Jochen zu:

„Nun lassen Sie mich Ihnen noch einmal persönlich danken, Herr von der Lühe. Sie haben mir durch die Übergabe des Geweihes eine wahre Herzensfreude bereitet, und ich glaube, Ihr lieber verstorbener Vater würde Ihre Handlungsweise gut heißen, die Schuld lag wohl an mir, — nochmals meinen Dank, und ich hoffe doch, Sie bei den großen Jagden in Steinrück zu sehen!“

„Herr Graf,“ Jochen stotterte vor Verlegenheit, „Herr Graf, ich bitte, es war mir ja selbst die größte Freude, und wenn — — —“

„Schon gut,“ der alte Herr lachte, „wie ist es, machen Sie 'nen kleinen Skat mit, ganz solide, um die Halben?“

„Bedauere unendlich, aber ich spielle überhaupt nicht.“

„Ei du grüne Neune! Da sind Sie ja 'n weisser Rabe, — na — auf ein andermal!“ und Graf Albert stapfte in das Herrenzimmer hinüber, wo der Amtsrat Bigarden herumreichte, und der Diener auf einem Täbrett schwämmendes Bissener aus dem Siphon anbot.

Die kleine corpulente Amtsträtiin steuerte quer durch das Zimmer auf Jochen los:

„Liebster Herr von der Lühe, ich komme mit einer sehr, sehr großen Bitte! Gräfin Steinrück will uns die außerordentliche Freude machen, ein Lied vorzutragen, aber es ist niemand da, der vom Blatt spielt, ist es sehr unbescheiden von mir, wenn ich Sie bitte — — —“

Jochen stellte die Moskatasse auf das Empirestischchen.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob der Gräfin meine Begleitung genügt.“

Die alte Dame gab ihm mit dem Fächer einen leichten Schlag auf den Arm:

„Ah, Sie wollen bloß ein Kompliment über Ihr Spiel hören, aber den Gefallen tue ich Ihnen nicht, ich habe noch garnicht gewußt, daß Sie so eitel sind!“

Hertha stand neben dem aufgeschlagenen Bechsteinflügel; als sie Lühe auf sich zulommen sah, machte sie unwillkürlich eine jähre Bewegung, als wollte sie zurücktreten, aber Jochen hatte schon auf dem niedrigen Plüschesessel Platz genommen:

„Was befahlen Sie, Gräfin?“

Sie griff aufs Geratewohl in den Notenstöß, vor ihren Augen flimmerte es, und sie mußte sich zusammennehmen, um ihre Erregung nicht zu verraten.

„Wäre Ihnen das recht?“

„Bitte.“ Präzidiert glitten seine Hände über die Tasten, und nun setzte ihr weicher, metallischer Mezzosopran ein:

„Es gibt im Volkesmunde
Wohl Märchen ohne Zahl,
Ein jedes in der Runde
Beginnt: „Es war einmal!“
Die Kinder selig lauschen
Dem holden Märchenglück,

Die Alten Blüte tauschen

Und denken still zurück.

Schwindet auch trügerisch von hinnen,

Was einst dein Ideal,

Denke die Märchen beginnen

Alle: „Es war einmal!“

Bravo! — Bravo! — Entzückend! — Wundervoll!“

In der Tür nach dem Speisezimmer drängten sich die Herren, dazwischen hörte man den Bass des Forstmeisters: „Solo! Grün sticht je alle weg!“

Hertha lehnte neben dem Flügel, ihre Blüte schienen in eine weite, weite Ferne zu schwitzen, und ihre zarte Gestalt zitterte wie unter einem Frostschauer.

Die Amtsrätin trat auf sie zu.

Liebste Gräfin, nein, wie sind Sie um diese Gabe zu beneiden! Herrlich, ganz herrlich, nur noch ein Lied, die Damen und Herren schließen sich meiner Bitte an!“

„Verzeihung, gnädige Frau, ich, — ich, — ich fühle mich nicht ganz wohl — — —“, jeder Tropfen Blut war aus dem Gesicht des jungen Mädchens gewichen.

„Um Gottes willen,“ die alte Dame schlug die Hände zusammen, „ soll ich Ihren Herrn Vater benachrichtigen? Kommen Sie, Kindchen, nein, wie leid mir das tut!“

„Ah nein, bitte nicht, ich möchte Väterchen nicht stören, er hat so selten einmal eine Freude — — —“

Doch Lühe war schon aufgestanden und in das Spielzimmer hinübergegangen.

Verzeihung, Herr Graf, Ihr Fräulein Tochter, — ein leichtes Unwohlsein — — —“

Graf Albert blickte auf und legte die Karten hin.

„Sie entschuldigen, meine Herren, Herr Amtsgraf, würden Sie so liebenswürdig sein, meine Karten zu übernehmen — Grand mit dreien, Vorhand, Sie können aufdecken, es gibt keinen Stich mehr!“ und so schnell ihn seine Füße tragen wollten, humpelte er, von Jochen gestützt, in das Musikzimmer.

„Na, Maus, was ist denn?“ der alte Herr streichelte Herthas Wangen.

„Armes Ding, ganz blaß siehst du aus!“

Das junge Mädchen lächelte matt.

„Ah, nichts, Väterchen, es ist wirklich nichts weiter, ein bisschen Kopfschmerz und Schwindel, laß dich nur nicht stören!“

„Kein Gedanke, Kind, wir fahren!“

„Soll ich das Anspannen bestellen?“ fragte Jochen zuvorkommend.

„Sehr liebenswürdig, Herr von der Lühe, ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein!“

Hertha machte noch einen schwachen Versuch, zu widersprechen, doch Lühe war schon aus dem Zimmer geeilt.

Amtsgraf bemühten sich sorglich um das junge Mädchen, aber Hertha wehrte jede Hilfseistung ab.

„Nur ein wenig Ruhe, dann wird mir gleich besser werden.“

Graf Steinrück zog seine Pikeeweste zurecht.

„Gnädigste Frau, liebster Herr Amtsgraf, Sie verzeihen, wenn wir uns auf französisch drücken. Dürfte ich Sie bitten, meine Tochter und mich den Herrschaften zu empfehlen?“

„Selbstverständlich! Selbstverständlich! — Gräfin, noch ein Gläschen Sherry, passen Sie mal auf, das tut Wunder!“

Und ob Hertha wollte oder nicht, der Amtsgraf ruhte nicht, bis sie ein Glas Wein eingenommen hatte.

Die beiden Hannoveraner vor dem Landauer tanzten unruhig hin und her.

„Na, los, Friedrich!“

Mit einem Ruck zogen die Pferde an, Kies stob auf, und droben auf der Rampe stand Jochen von der Lühe und lauschte auf den verhallenden Hufschlag.

Graf Albert breitete eine Decke über Herthas Knie.

„Wie fühlst du dich denn, Kleines?“

„Danke, Väterchen, nun ist mir schon wieder ganz wohl, es tut mir so leid, daß ich dir den Abend verdorben habe!“

„Ah Unsinn, ist mir ganz lieb, wenn wir bei guter Zeit wieder zu Hause sind, aber, weißt du, etwas muß ich dir doch erzählen! Der Lühe ist ein Schlaufuchs, ein

ganz gerissener Kunde, da schustert er sich bei dir und mir auf Deuwel komm' raus, und mit einemmal, hast de nich' gesehen, kommt der Pferdesuß zum Vorschein!“

Es war gut, daß der alte Herr Herthas Gesicht nicht sehen konnte, denn es war wie mit Blut übergossen, und das junge Mädchen drückte sich noch tiefer in die Wagenede.

„Ja, also denke dir, da erzählt mir Rosenow so häufig, daß er vorgestern nach Uckrow fährt; und wie er an der Briezower Grenze vorbeikommt, was sieht er? Einen ganz floßigen Hirsch, noch halb im Vest, der am hellen, lichten Tage über die „Bruchwiese“ in das „Lange Bruch“ wechselt, na, nun wußte ich ja sofort, was die Glode geschlagen hat, natürlich spannt Lühe auf den Kapitälen, und bis er ihn glücklich auf die Decke gelegt hat, will er uns so sachtecken entwickeln, „Spiegelberg, ich kenne dich!“

„Das glaube ich nicht, Väterchen.“

„Glaubst du nicht?! — So? — Glaubst du nicht!“ Graf Steinrück wurde ganz lebhaft. „Und ich sage dir, ich kenne meine Pappenheimer!“

Aber diesmal bist du im Irrtum, denn Lühe hat mir heute Abend von selbst von dem Hirsch gesprochen.“

„Ah nee!“ Der alte Herr machte ein ganz verdutzttes Gesicht: „So ein Kerl, — aber zum Schwerebrett noch mal, weshalb ist er denn dann so freundlich?! Irgend etwas steht totsicher dahinter, wenn ich nur wüßte, was?!“

Doch diesmal bekam er keine Antwort, denn Hertha hielt den Schal vor das Gesicht und wahrhaftig, — es klang gerade, als ob sie lächle, ein leises, silberhaftes Lachen.

„Sagtest du etwas?“

„Nein, Väterchen, ich bin müde und möchte ein bißchen dusseln.“

„Na, dann mach' mal ein Nickerchen, Mädel, wir sind ja gleich zu Hause.“

Ein Windstoß fuhr sauchend durch die Wipfel der Bäume, am westlichen Horizont zuckte ein fahler Schein auf, Wetterleuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Volkslied.

Eine süße altvertraute Weise
Singt im Dorf die Handharmonika.
Leise fällt der Sommerregen, — leise . . .
Über Wiesen, die in Schönheit vrangen,
Und der Felder reisendes Gejchid.
Um der Mädeln leicht erblakte Wangen
Zieht sie ihre schwermutvollen Kreise:
Warum weinst du, holde Gärtnerfrau?“

Leise fällt der Sommerregen, — leise . . .

Elsie Ritter.

Nun ruhen alle Wälder . . .

(Erzählung aus Johann Sebastian Bachs Jugendzeit.)

Von Max Karl Böttcher.

Es war um die Rosenzeit!

Im breiten, behaglichen Stadtmusitus-Hause am Frauenplan zu Eisenach lag Vater Ambrosius Bach, der frühere Stadtfeier zu Erfurt, der seit geraumer Zeit Hof- und Stadtmusitus der lieben, kleinen Wartburgstadt geworden war. Die Fenster des gemütlichen Arbeits- und Wohngemachs waren weit geöffnet, und ganz schwach aus der Ferne hörte man die weichen Stimmen der Kurrendesänger, die in der Elisabethengasse bei Meister Hildebrandt, dem Waffenschmied, zur Hochzeitsfeier fromme Weisen sangen.

Vater Ambrosius Bach stand am vielläufigen Schreibtisch und ordnete einen Stoß sauber geschriebener Notenblätter, dann rief er zur Küche hinaus nach Johanna Judith, der jüngsten Tochter des Hauses. Das Mädel kam, knüpfte freundlich und fragte: „Was wünscht der Herr Vater?“

„Nimm diese Noten, Kind, und trage sie zu Oheim Christoph (Christoph Bach war seit 1665 Organist in Eisenach, ein damals berühmter Orgelspieler und anerkannter Komponist) und grüße ihn von mir. Und wenn du drunter beim Spielen unseres Sebastian triffst, sage ihm, er möge sofort zu mir kommen, wir wollen auf der Geige ilben!“

Da ließ sich eine schwache Stimme vernehmen: „Aber, Bruder, hast du denn vergessen, daß heute Kurrende-Singen ist und unser Bastel also nicht beim Spiele sich vergnügt! Höre doch die Sänger!“ — Im großen Ohrenstuhle neben dem mächtigen Kachelofen saß ein armselig Weiblein, dessen Antlitz verriet, daß es schwachen Geistes war. Es war die schwachsinnige Schwester des Hofmusikus Ambrosius, die dieser und die Frau Bachin trost eigener großer Familie in rührender Singabe bis zum Tode pflegten und betreuten. Das unglückliche Geschöpf nahm sonst keinen Anteil an den Vorgängen des Hauses, aber was den Jüngsten der zahlreichen Familie, den Johann Sebastian, betrifft, das fakte ihr schwacher Geist. Es war, als ob die Kranken in vrohbetischer Vorahnung ahnte, daß der kleine Johann Sebastian sich zu einem der größten Musiker emporringen werde, der je gelebt hat. Und so verholgte sie, so weit ihr gebrechlicher Körper und schwacher Geist es aufließen, jeden Schritt des achtjährigen Sebastian, und so wußte sie auch, daß er heute mit anderen Knaben der Stadt Kurrende-Singen gegangen war. Diese schöne Sitte war uralt in Eisenach. Jungens mit klaren, gesuchten Stimmen gingen an etlichen Tagen der Woche durch die Gassen der Stadt und sangen vor den Häusern kirchliche Lieder, vor allem dort, wo etwas Besonderes sich ereignete, also Kindtaufen, Hochzeiten, Sterbefälle und ähnliches. Für ihren Gesang bekamen die Knaben Kuchen, Brot oder ein paar Heller in den Klingelbeutel. Der kleine Sebastian gehörte nun auch zu den Kurrende-Sängern, denn im Hause des Hofmusikus Ambrosius war oft Schmalhans Küchenmeister. Das Einkommen vom Vater Bach war oft recht dürftig, und eine Familie aus zehn Köpfen (Vater, Mutter, die frische Schwester und sieben Kinder) zu nähren und zu kleiden, ist ein Kunststück. Deshalb waren die paar Broden und Heller, die Sebastian wöchentlich vom Kurrende-Singen heimbrachte, der Mutter Elisabeth, der Tochter des Kürschners Valentini Lämmerhirt aus Erfurt, eine willkommene Zubude in der Küche.

Heute war nun allerdings der kleine Bastel, wie man Sebastian nannte, nicht bei dem Kurrende-Singen gewesen. Er hatte sich heimlich davongeschlichen, als die Singeschar an der großen Stadtkirche vorbeimarschiert war, denn aus dem Gotteshaus erklangen mächtvolle Orgellänge, die ihn anzogen, und er wußte, daß es der Oheim Christoph Bach, der Organist der Kirche war, der der großen Orgel die rauschenden Töne entlockte. Husch, war er den Singe-Kameraden entwickt und in das Gotteshaus geschlüpft, zur zweiten Empore aufgestiegen, und nun stand er am Chor und lauschte der wuchtigen, ganz, ganz armen Orgelmusik.

Ganz versunken saß Bastel in einer der schmalen Bänke und vergaß Raum und Zeit, aber sein wunderbar empfindlich Ohr veräuschte sich an der Kunst des berühmten Organisten. Nachdem eine gewaltige Fuge verklungen war, ging der Oheim in eine wundermilde Choralmelodie über, die er zum Motiv nahm und nun lange und herrlich darüber phantasierte. Es war das schöne Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder.“

Sebastian war geradezu ergripen ob des Onkels gottbegnadeter Kunst, und als er dann ein wenig später mit ihm das Gotteshaus verließ, sagte er: „Herr Oheim, gibt es das, was Ihr da spieltet, ich meine über den Choral „Nun ruhen alle Wälder“, schon in Noten gelesen?“

„Noin, Bub, das gibt es nicht! Das fiel mir nur gerade so ein, und wenn mir das Herz voll ist, dann zwinge es mich an das Spinetto oder an die Orgel, und ich muß spielen und spielen, bis mir die Seele wieder leicht ist.“

Da seufzte der Knabe: „Ah, Herr Oheim, wenn ich doch auch so spielen und musizieren könnte, wie Ihr!“

Der Organist legte seine Hand auf Sebastians Scheitel und erwiderte: „Junge, es wird die Zeit kommen, da kannst du es auch, ja, wahrscheinlich viel besser, denn ich. Ich fühle, in dir steht Großes.“

„Ah, Oheim, wenn doch mein Vater mehr Zeit hätte, mit mir zu üben! Ich muß ihm alles absehen und ablauschen. Er sieht so immer am Schreibpulte oder am Spinetto, sticht Noten und komponiert und übt und probiert, er muß immer darauf sinnen, etwas zu verdienen. Ah, wenn ich ihm doch dabei helfen könnte.“

„Bist noch gar zu jung, Bastel! Mache du nur dem Vater stets rechte Freud', so wird er schon zufrieden sein!“

„Ah ja, rechte Freud' möcht' ich ihm machen! Eine recht große, große Freud' müßt' es sein! Wie könnt' ich das wohl anstellen, Oheim?“

Der Organist sah nach, dann meinte er: „Du kannst ja bereits schon recht ordentlich Noten lesen! Was mir dein Vater neulich zeigte, hat mich erstaunen lassen! Du bist schon weit im Kontrapunkt trod deiner acht Jahre, Junge. Nun probiere doch einmal, über ein frockes Lied eine kleine Choralfuge zu legen! Wenn dir das glückt, so wird sich bestimmt dein Vater ganz und gar darüber freuen!“

In diesem Augenblick kam Johanna Judith, Bastels Schwester. Man stand vor des Oheims Haus, und das etwas

ältere Mädchen richtete Gruß und Botschaft des Vaters aus, gab die Noten hin und überbrachte des Vaters Befehl an Sebastian, sofort heimzukommen, Geige zu üben.

„Herr Oheim, dürfte ich ein Stündlein oder zwei mit zu Euch ins Haus gehen? Gebt mir einen Federkiel, etwas Papier und Tinte, ich möchte ein paar Takte niederschreiben.“

„Junge, muß denn das gleich sein? Du hörtest doch eben, daß dich Judith heimholen soll.“

„Es drängt mich, etwas niederszuschreiben, und das tät ich am liebsten gleich, Herr Oheim. Und Ihr solltet es mir dann vorspielen auf Eurem Spinetto!“

Der Organist sah sinnend auf den Knaben hernieder, er erkannte das Drängen seiner Seele und sah ein heilig Feuer in seinen klugen, tiefen Augen, und nun wußte er, daß es ein Unrecht wäre, wollte man dem erwachenden Genie Ketten anlegen. So sagte er schnell: „Komme herein zu mir und tue, was dich treibt! Aber was soll Judith dem Vater für Botschaft bringen?“

„Was sie will, Oheim! Nur nicht verraten sollst du Schwester, daß ich Musik niederschreiben will, denn es soll ja für unseren Vater eine Freude und Überraschung werden.“

„Gut denn! So bringe deinem Vater, Judith, und der Frau Schwägerin Dant und Grus und berichte kurz, du hast zwar den Sebastian getroffen und ihm gesagt, er möge heimkommen, aber er hätte anderes vorgehabt! Was das sei, verschweigst du, um dem Vater die Freude der Überraschung nicht zu verderben!“ Und nun traten sie ins Haus des Oheims, während die Schwester nach Hause eilte. Der Organist gab Sebastian Notenpapier, Tinte und frisch geschnittene Federkielle, dann ließ er ihn allein.

Stunden vergingen, aber der Oheim störte den Knaben nicht, und als es schon begann zu dunkeln, trat Sebastian in Herrn Christoph Bachs Gemach. Sein Kopf glühte, seine Augen waren, als säße Fieber drin, und nun reichte er dem Oheim das Notenblatt. Der zündete das zinnerne Glühlinslein an und überlas nun das sauber Geschriften, dann lachte er glücklich auf und stieß hervor: „Alle Wetter, das lasse ich mir gefallen! Junge, das ist ja eine ganz seine Arbeit, das ist ja eine kostliche Choralfuge, gegen die mein Phantasieren auf der Orgel heute nachmittag Stümperzel zu nennen wäre! Las' hören!“

Mit drei großen Schritten war er am Spinetto, setzte das Lämplein zurecht, legte das Notenblatt auf das Klappult, und nun sang es feierlich durch den Raum: „Nun ruhen alle Wälder“, jenes schlichte, herrliche Abendlied Paul Gerhardts, und daran schloß sich dann die kleine, ganz, aber ganz und gar stützende Choralfuge, reich an Melodien, reich an Erfindung. Das gottbegnadete Genie hatte sein erstes Werk geschaffen, wenn es auch noch durchaus unter dem Einfluß des großen Oheims Christoph Bach stand, aber es blieb doch ein Wunderwerk und doppelt Wunder, da der kleine, noch nicht neunjährige Künstler noch nicht einmal die Kunst des Klavierspiels gelernt hatte, denn das lehrte ihn erst sein älterer Bruder, der Organist von Ohrdruf, der ihn bald danach, nach dem frühen Tode des Vaters Ambrosius, zu sich nahm.

Immer und immer wieder spielte Herr Christoph Bach die kleine Komposition und freute sich, wie herrlich die Stimmen gesetzt waren, aber dann sprang er auf und rief: „Nun aber heim zum Vater, Bastel, ihm dein erstes Opus vorzutragen! Herr, wird der eine Freud' haben!“

Aber mit der erwarteten Freud' war es vorerst sehr mäßig, denn der Vater war im Born. Das lange, unverständliche Ausbleiben des Knaben hatte den Hofmusikus in Angst und Aufregung gebracht, und als im Hause am Frauenplan drunter die Türglocke läutete, eilte Herr Ambrosius wutentbrannt hinab und donnerte dem eintretenden Sohne entgegen: „Richtsnutz, wo treibst du dich umher?! Wie soll ich einen ordentlichen Musikus aus dir machen, wenn du statt Geige zu üben, dich auf der Gasse trollst und Plächt und Arbeit vergisst!“ Und er hob im Born die Hand zum Schlag, jedoch der Oheim, der nun auch mit in den Flur des Hauses getreten war und den Vater Ambrosius vorerst im Born aar nicht gesehen hatte, fiel dem Ergrimmten in den Arm und sang den harten Schlag auf und rief: „Halt! Halt! Nur gemach, lieber Bruder! Wenn jemand überhaupt Strafe verdient, wäre ich es, denn ich traue ein gut Teil der Schuld, daß der Bastel so spät heimkommt!“

„Du, Christoph?“ fragte erstaunt und ein wenig besorgt der Hofmusikus.

„Gewiß, Teurer! Nun las' deinen Grimm dahinsfahren und nimmt uns unier den freundlichen Schein deiner Öl-lampe, dann will ich erzählen!“

Der Vater voraus, dann der Onkel und am Schluss der Sebastian, so zogen sie droben ein. Die Mutter Elisabeth hatte verweinte Augen, denn der Hofmusikus mochte schon arg gezankt und sie wahrscheinlich ihren Jüngsten in Schuß genommen haben.

„Wo warst du so lange, Bastel?“ empfing sie den

Knaben mit milder Vorwurf. An seiner Statt antwortete der Oheim: „Erst bei mir in der Kirche und lauschte meinem Spiele, dann nahm ich ihn mit in mein Haus, weil es ihn brachte, zu komponieren!“

„Wer? Mein Sebastian?! Wird etwas Gescheites geworden sein!“ tief unwillig der Vater.

„Hörte und dann urteilte!“ erwiderte nur der Onkel, setzte sich an das Spinett und begann zu spielen.

Ganz, ganz still war es im Raum, durch die geöffneten Fenster erklang nur hin und wieder ein heimlicher, linder Vogelruf aus dem Gezweig der Linde vor dem Hause, und nun schwangen sich silberne, wie damals eben ein gutes Spinett sang, holde, weiche und liebliche Töne durch das Gemach. Erst der schöne Abendchoral und daran das Gerante der kostlichen Fuge, und als der Onkel geendet hatte, spielte er das Ganze noch ein zweites und drittes Mal, dann aber legte er die Hände ineinander, und nun war es so weltenstill im Raum, als läge alles im tiefsten Schlaf. Nur aus dem Ohrenstuhl am Ofen, wo tagsüber die geisteschwache Schwester ihren Platz hatte und wo sich der Vater Ambrosius hingesezt hatte, erklang nun ein leises, verhaltens Weinen. Der Hofmusikus weinte vor Glück und Freude ob des Wunderwerkes des achtjährigen Knaben, und dieses Weinen, so sagte Sebastian Bach noch in hohem Alter, wäre ihm das höchste Lob, die feuerste Anerkennung gewesen, die er je geerntet, ihm viel mehr wert, als alle Bewunderung, die er später von Fürsten und hohem Adel und allem Volke gewonnen hätte.

Das unromantische Japan.

(Eine Korrektur des Allzu-Poetischen.)

Von Dr. Erwin Strauß.

Vielleicht trägt Lafcadio Hearn daran schuld, dessen Bücher immer wieder gleich einem Evangelium herangezogen werden, wenn es gilt, blumentreiche Lobsänge über den Osten anzustimmen, oder Pierre Loti, der in seinem Roman „Madame Chrysanthème“ ein so sentimental-elegisches Bild des gelben Inselreiches entwarf, daß der Europäer von Japan stets in romantischer Versüchtigkeit zu schwärmen pflegt und glaubt, ein Aufenthalt in diesem Lande müsse — gesunde gesagt — ein paradiesisches Erlebnis bedeuten. Wer aber nur ein einzigesmal durch einige Monate — sei es geschäftlich oder aus rein menschlichem Interesse — in Tokio, Yokohama oder Osaka geweilt und hierbei versucht, sich in einer dieser Städte oder deren Umgebung „häuslich niederzulassen“, wird seine Ansichten über die Schönheiten des Ostens sicherlich gründlich ändern.

Denn es besteht ein großer Unterschied — und diesen übersehen die meisten Europäer —, ob man in einem fremden Lande zu Heimatmöglichkeiten gelangen kann oder nicht. Wer heute nach Amerika, Südafrika oder Australien auswandert, findet dort eine dominierende weiße Rasse vor, in die er sich bloß einzufügen braucht, um in gleicher Weise wie in seinem früheren Vaterlande leben zu können. Er vermag sich deshalb bei einem guten Willen dort tatsächlich eine „neue Heimat“ zu schaffen. In Japan ist dies jedoch völlig ausgeschlossen. So sehr der Japaner auch den Europäer schätzt, — denn er weiß ganz genau, wie viel er von ihm bereits gelernt, und vergibt keinen Augenblick, was er noch alles von ihm lernen will, — so liebt er ihn doch nicht. Niemals wird es den Europäern gelingen, in größerer Anzahl innerhalb der japanischen Volksgemeinschaft „japanergleich“ zu werden. Das verhindert die gelbe Rasse selber mit flügeltem diplomatischem Geschick.

Wer als Europäer ein japanisches Haus betritt, kann der erlebtesten Gastfreundschaft gewiss sein. Man wird ihn zumindestens ebenso bewirten wie in Europa, wenn nicht sogar besser, die Japaner werden sich völlig europäisch geben, — nur eines werden sie nicht tun: dem Fremdling ihr Herz öffnen. Niemals entstehen zwischen dem Europäer und Asiaten Bande der Herzlichkeit, der seelischen Gemeinschaft. Alles bleibt Zeremonie, Alurausse, allein nirgends zeigt sich das wahre Gesicht. Dieses aber ist doch noch um vieles traditionverbundener als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die europäische Sitte herrscht nur im Verkehr mit Weißen, treffen Japaner einander, ändert sich sofort das Bild: an Stelle der Sessel treten die Kuhstühle, an Stelle der englischen Konversationsmethode die althergebrachte japanische. Es ist wie im Leben der so rasch aufblühenden japanischen Städte: unter den Straßen Tokios rast die elektrische Untergrundbahn, auf diesen stauen sich die Autos, Droschen und Straßenbahnen, zwischen all dem Lärm tönen aber noch immer das schrille Kreischen der Kulis, die mit ihren Rikscha durch das dichteste Gewühl von Menschen

und Fuhrwerken sich ihren Weg bahnen. Und gerade dies ist das wirkliche Japan.

Da also dem Europäer ein innigerer Kontakt mit dem Japaner von dessen Seite aus bewußt unmöglich gemacht wird und ihm nur der geschäftliche oder offizielle Verkehr bleibt, so sieht er sich gezwungen, innerhalb der großen japanischen Siedlungen eigene „Europäergemeinschaften“ zu gründen. Dadurch wird er automatisch in jene Rolle gedrängt, die er sonst niederer Rassen in seinen Herrschaftsbezirken ausübt.

Doch aber auch diese Europäerviertel kaum Ersatz für eine vollwertige Lebensmöglichkeit bieten, läßt sich leicht erklären. Schon vor allem deshalb, weil der Kreis der Weißen so klein ist, als daß die einzelnen Mitglieder dauernd aneinander Interesse finden könnten. Dazu tritt noch die Verschiedenheit der Nationalitäten, die sich naturngemäß in einer eben solchen Verschiedenheit der Temperaturen, ethischen, politischen und künstlerischen Ansichten auswirkt. Will man sich in der weißen Kolonie nur halbwegs wohl fühlen, so ist man zu unaufhörlichen Kompromissen gezwungen.

Für geistige Anregung vermag ein so kleiner Kreis selbstverständlich auch kaum zu sorgen. Das japanische Kino, der japanische Rundfunk müssen auch hier beinahe ausschließlich Unterhaltungsbedürfnisse befriedigen. Theateraufführungen kommen nicht einmal bis zu dilettantischen Darbietungen, da auch hier wieder die Differenz der Nationen hemmend einwirkt. Wer als Europäer in Japan zu leben geswungen ist, kann also nicht mehr vom Dasein erwarten als grenzenlose Langeweile und unrechtfähige geistige Verzögerung infolge ständiger Mangels eines wirklich intelligenzfördernden Kontaktes.

Bleibe die Natur! Wer in Europa kennt nicht die oft gesungenen Weisen von der japanischen Frühlingskirschblüte oder vom japanischen Herbst, wenn alle Wälder in blutendes Rot getaucht sind! Allein diese Zeiten sind sehr kurz, sie währen in ihrer wirklich bezaubernden Schönheit kaum drei bis vier Wochen, dazwischen liegt ein endlos langer, unendlich heißer Sommer. Auch sonst bietet die Natur, von einzelnen überwältigenden Eindrücken, wie etwa dem bekannten Fudschimana abgesehen, keinerlei Reize, die sich nicht in mindestens ebensolcher Weise auch in Europa finden. Gegenden, wie sie die österreichischen Alpen mit ihren vielen Bergseen und den wunderbaren Tönungen zwischen Himmel, Gestein und Pflanzenwuchs bieten, wird man in Japan vergeblich suchen. Was man sonst von den wunderbaren japanischen Blumenzuchten erzählt, so darf man auch nicht glauben, daß diese so allgemein zugänglich wären wie etwa unsere botanischen Gärten. Der Japaner sucht seine — übrigens etwas dekadent anmutenden — Pflanzen stets in Treibhäusern und holt sie aus diesen nur bei besonders festlichen Anlässen hervor.

Man darf etwa ein- bis zweimal des Jahres diese Blumenpracht bestaunen, ansonsten bleibt sie vor den Augen aller, die sie etwa genießen wollten, sorgfältig verborgen. Und das japanische freie Land? Entfernt man sich von den Städten mit ihrer benzindurchdrankten Luft und fährt zu einzelnen, noch naturnäheren Inseln, so wird auch hier der Eindruck nur ein mittelmäßiger sein: die Leute leben dort noch ganz in ihren alten Vorstellungen gefangen, viele haben noch niemals eine Eisenbahn gesehen, beinahe alle aber kennen schon das Radio. Obwohl sich die japanische Frau fast vollständig emanzipiert hat, so daß sie in den einzelnen Geschäftshäusern und Kontors dieselben Arbeiten verrichtet wie das junge Mädchen in Europa, ist diese Entwicklung doch ebenfalls ganz auf die Städte beschränkt. Im freien Lande gilt die Frau noch als Dienerin, wenn nicht gar als Sklavin ihres Herrn.

Der Japaner, zur aktivsten Politik berechtigt, zeigt doch noch wenig Interesse dafür. Kaum ein Viertel aller Wahlberechtigten gaben bei den letzten Wahlen ihre Stimmen ab, und die Versammlungen aller Wahlwerber zeigten mehr Lücken als Anwesende. Zu sehr also befindet sich dieses Land in eigener Entwicklung, als daß es dem Europäer naherkommen könnte. Romantik in Japan zu suchen, dürfte heute bereits vergebliches Beginnen sein.

Scherz und Spott

Ihre Strafe „Dora“, sagt die Mama streng, „du bist zu fetett. Für dein ewiges Flitzen wirst du noch bitter bestraft werden.“ — „Aber, Mama, ich habe mir erzählen lassen, daß du auch viel geflirtet hast, und du bist doch nicht bestraft worden!“ — „Mein Kind“ erwidert die Mama mit einem Seufzer, „da möchte ich dich doch bitten, Dir einmal Papa genau anzusehen.“